

Maaria Päivinen

Ich brannte vor Verlangen

Ich wohnte unter ihm. Oft hörte ich, wie er klassische Musik hörte. Er liebte Violinkonzerte, die konnte man ihm anhören, ja ansehen. Manchmal begann mein Körper ruckartig zu tanzen. Die Musik, die er hörte, riss mich mit, was meinen Gruß im Hausflur, oder wenn wir uns zufällig auf der Straße trafen, noch widerstrebender machte.

Er kannte mich durchaus. Kam mir täglich im Hausflur entgegen, hielt mir die Tür auf, wenn er bemerkte, dass ich ihm folgte, er sah von seinem im Erdgeschoss gelegenen Atelier aus mein Gesicht oder zumindest die Spuren meiner Schuhe, wenn ich vorübereilte, und hob manchmal die Hand, die den Pinsel hielt, zum Gruß.

Er sah mir auch immer in die Augen, obwohl ich seinen Blick nicht erwiderte; außer zu einem raschen Guten Tag war ich nicht imstande, auch nur ein oberflächliches Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Ich gab ihm zu verstehen, dass wir Abstand halten mussten, dass wir zwei Personen waren, die das Leben zufällig in zwei Wohnungen desselben Hauses verschlagen hatte.

Nur durch das Fenster konnte ich ihn ordentlich sehen. Manchmal als Spiegelung in den dunklen Fensterscheiben des gegenüber liegenden Hauses, aber meistens ging ich spät abends auf die Straße, vorgeblich, um meinen Hund auszuführen, und spähte direkt zu ihm hinauf.

Wenn ich ihn an einem Abend nicht sah, wurde ich von Unruhe ergriffen. Am nächsten Tag konnte ich mich nicht auf meine Arbeit konzentrieren, traf

nicht die Adern der Patienten und fügte ihnen unnötige Blutergüsse zu, bis wieder der Abend kam und mein Blick ihn einfing.

Es war leicht, ihn auszuspionieren; er versteckte sich nicht hinter vorgezogenen Vorhängen. Nur manche von den Frauen, die ihn gelegentlich besuchten, schleuderten die dicken Stoffe vor und nahmen mir die Sicht. Diese Frauen hasste ich. Wieso kamen sie dort hinein? Wieso nicht ich?

Trotz der Gardinen konnte ich Schatten sehen, die sich einander zuneigten. Seinen robusten Körper, der irgendeine Frau von hinten, von der Seite, von unten und von oben durchbohrte. Und wenn er sich entlud, *immer, wenn er sich entlud*, warf er den Kopf ruckartig in den Nacken.

Wenn ich in seinen Armen gewesen wäre, unter ihm oder vor ihm, hätte ich mich aufgerichtet, seinen Kopf mit den Händen gestützt, sein hinten gelocktes, dunkles Haar gestreichelt, ihm tief in die Augen geblickt und ihn angebetet. Aber diese Frauen, die die Vorhänge zuzogen, plumpsten vor ihm hin, als hätten sie ihren Geist aufgegeben, und waren danach zu nichts mehr nütze.

Mein Schlafzimmer lag unter seinem. Ich legte meine Schlafengehenszeit so, dass ich hörte, wie die Sprungfedern in seinem Bett knarrten. Wie er sich in die Waagerechte begab und vor dem Einschlafen vielleicht noch etwas las; zu dieser Zeit war dort nur selten noch jemand anders.

Ich massierte mich unter seinem Gewicht. Es dauerte nur ein paar Minuten, und ich explodierte in einem die Augen aufreißenden Orgasmus; ich stellte mir vor, wie er sich in meinen Mund, auf meinen Nabel, auf meine Schenkel ergoss. Ich stellte mir vor, wie er mich in verschiedene Stellungen kommandierte. Ich stellte mir vor, wie er mich als seine Sklavin behandelte, stellte mir Fußtritte in die Rippen und Schläge mit dem Gürtel auf mein

Hinterteil vor, stellte mir vor, wie seine harten, kalten, heißen Hände mich an den Haaren zerrten; wie er durch mich hindurch sah.

Und kam. Ich kam immer, wenn er sich in andere entlud. Immer, wenn ich sah, wie er hinter dem Fenster den Kopf in den Nacken warf, erstarrte ich auf der Straße, und durch mich hindurch trieben Atombomben und Ozeane, die größten Wasserfälle der Welt und die gefährlichsten, schnellsten Tiere, und ich musste nach Hause gehen, mich unter sein Bett legen, mich massieren.

Ich habe so qualvoll viel von ihm bekommen. Ich lebte mit ihm in einer kühlen Beziehung. Ich lebte allein mit ihm zu zweit. Wissen Sie, wie sich das anfühlt, wenn einem niemand hilft? Wenn der andere nicht zuhört?

Immer, wenn er sein Fenster öffnete, den Kopf hinausschob, sich eine Zigarette anzündete und den Rauch ausstieß, bekam ich mehr Jahre und Erinnerungen und gemeinsame Augenblicke. Manchmal sah er mich, in die Schatten gedrängt, auf der Straße. Ich war dort festgebunden. Niemals kam er, um die Knoten zu lösen.

Er blinzelte, starrte mich durchdringend an und versuchte, mich an Ort und Stelle zu töten. Er war frustriert, weil ich mich nicht rührte, nicht den Blick senkte. Vielleicht ist er mir deshalb nie näher gekommen. Vielleicht war ich für seinen Geschmack nicht demütig genug.

Aber an einem Januartag, als über der Stadt ein warmer Hauch von den Bergen schwebte, der mir meistens Kopfschmerzen verursachte, geschah etwas Unwiderrufliches. Etwas, das meine Vorstellung von dem über mir wohnenden Herrn Kunstmaler zum Explodieren brachte.

Ich hatte mich gerade ausgezogen und in die Wanne gelegt, als es an der Tür klingelte. Ich ließ es klingeln, hier ging es um meinen Augenblick, mein

allwöchentliches Ritual, die seltenen Stunden, in denen mein Körper vollständig rein werden sollte.

Die Klingel hörte nicht auf zu schrillen, und dann hörte ich seine entschiedene, überraschend tiefe Stimme: „Mach auf, ich weiß, dass du da bist. Mach auf, mach auf, mach auf!“

Er erteilte mir Befehle, so, wie ich es mir immer gewünscht hatte.

Ich stand auf, wickelte mich eilig in ein Handtuch, ging, glänzend von Seife, zur Tür, schloss auf und streckte den Kopf hinaus, um ihm zu sagen, dass ich keine Zeit hätte, aber er drängte sich herein. Sah mich an mit seinen schwarzen Augen, die ich mir vorgestellt hatte, wie sie an mir vorbei schauen. Die mich abends auf der Straße absuchten und die mich immer von Neuem niederwarfen.

„Krieg keinen Schreck. Es ist was passiert.“

Er hielt mich an den Armen fest, er, außer Atem, und sprach mit mir, als hätte ich gerade etwas Traumatisches erlebt.

„Würdest du mich loslassen“, bat ich, bevor er weiterreden konnte. Er ließ die Arme sinken, und ich bemerkte, dass er sich nur an mir hatte festhalten wollen. Er schwankte und konnte sich kaum aufrecht halten; Mitleid zerriss mir das Herz. „Möchtest du Wasser, warte, ich hol dir was.“

Er folgte mir in die Küche, nahm aber das Glas Wasser, das ich ihm reichte, nicht an, sondern packte mich wieder an den Armen und keuchte: „Könntest du mitkommen zu mir? In meiner Wohnung liegt eine Frau, die blutet, und ich weiß nicht, was ich machen soll.“

Wie hätte ich nein sagen können? Ich hätte doch sonst was für ihn getan. Wortlos stürzte ich das für ihn bestimmte Wasser in einem Zug hinunter,

wickelte das Handtuch fester um mich, schnappte mir das Schlüsselbund und folgte ihm in den ersten Stock.

Das Wasser tropfte mir aus den Haaren auf die Treppenstufen. Ich fürchtete, er könnte ausrutschen. So ging ich langsamer, nahm Rücksicht. Er kam mir nachgewankt. Er, erschüttert. Er, leicht berauscht. Er, stattlich, grobschlächtig.

Noch ehe ich es verhindern konnte, dass mein Mund losplapperte, noch ehe wir in seiner Wohnung anlangten, entfuhr mir ein anklagender, gekränkter Ausruf, der mir die Schamröte ins Gesicht trieb: „Warum malst du nicht mich? Warum immer die anderen?“

Ob er es überhaupt gehört hatte? Er ging an mir vorbei zur Tür, schob sie mit dem Fuß auf, nahm mich bei der Hand, zog mich hinter sich her durch die halbdunkle, große Vorhalle und gab mir keine Gelegenheit, einen Blick in die anderen Räume zu werfen.

Wir kamen ins Schlafzimmer. Da war ich also; dort, wo ich in Gedanken schon viele Male gewesen war, wo ich mit aufragendem Po gelegen hatte und Teile von ihm in mich eingedrungen waren, und das Handtuch war nass, mich fror.

Auf dem Bett, dessen Bettzeug halb auf den Holzfußboden herabgefallen war, lag eine Frau mit großen Brüsten, die leise wimmerte. Blut rann ihr aus dem Mundwinkel, sie hielt sich den Leib, ihr Augenwinkel war aufgeplatzt. Als ich näher trat und das Bett berührte, bemerkte ich auch die gespreizten Beine und das Blut auf ihren Schenkeln.

Es war nicht meine Sache zu erfahren, was geschehen war, das interessierte mich nicht einmal, im Gegenteil, ich wollte, ich konnte es gar nicht wissen, und sprach mit kühler Stimme, der man den Widerwillen

anmerkte, einige unüberlegte Worte: „Ich kann das Blut einer fremden Frau nicht ausstehen.“

Der Mann brauste auf. Erschrak. Stürzte auf mich zu, packte mich bei den Handgelenken und brüllte: „Jammere nicht, sondern tu was! Ich weiß, dass du Krankenschwester bist. Tu was!“

Ich hätte ihn ohne Weiteres anspucken können. Dieses dominante Gesicht, die pechschwarzen, schmucklosen, verräterischen Augen, in denen ich meine eigene Hilflosigkeit, die Stellungen sah, in denen ich ihn anbeten würde. Ihn. Die Stellungen, in denen ich seinetwegen bluten würde. Ich zog Spucke im Mund zusammen. Und wollte sie schon ausspeien.

Da aber sagte er das alles weicher, er sagte unter anderem: „Du hast sehr malerische Hüften.“ So sagte er, ja, er sagte es, wenn ich es nicht schon vergessen habe, und ich nickte.

Ja. Ganz recht, ich bin Krankenschwester, eine halbnackte Krankenschwester mit Hüften im Schlafzimmer ihrer fernen Träume, und dort auf dem Bett hätte ich liegen wollen.

Warum sollte ich helfen? „Du hast Prügel verdient“, presste ich zwischen den Zähnen hervor, und noch ehe ich den nächsten Satz der Moralpredigt aussprechen konnte, spürte ich einen Schmerz an der Wange. Er kam von der Seite; er hatte mich mit der flachen Hand geschlagen. Es war kein Klaps gewesen, sondern ein Schlag.

Ohne mich weiter zu widersetzen, kniete ich mich neben der Frau hin und fragte sie nach ihrem Namen. Ihre Antwort war nicht zu verstehen, und ich wurde traurig: eine Frau wie ein lebender, wachsender Schmerz; meine Hände zitterten. Das Handtuch fiel zu Boden, natürlich fiel es, und da war ich in der passenden Stellung, nackt, glatt, offen hockte ich vor ihm. Und kümmerte mich

um die unbekannte Frau. Ich fühlte ihr den Puls, öffnete ihr die Lider, horchte an der Brust; warum kam er nicht? Er hätte in mich eindringen sollen. In mein Inneres.

„Ich hab sie so vorgefunden. Hier im Zimmer. Jemand ist hier gewesen.“

Ihm versagte die Stimme.

„Das geht mich nichts an“, zischte ich, obwohl es mich durchaus etwas anging, wohnte ich doch unterhalb von all dieser unklaren Gewalt, sie hätte mir auf den Kopf prasseln, mich umbringen können. Ich bat um nasse Handtücher, Watte, Desinfektionsmittel, eine Schere.

„Eine Schere“, murmelte er, und meine Haut vibrierte. Meine Brüste spürten die Kälte jetzt viel deutlicher. Die Wohnung des Mannes war wohl nicht übermäßig beheizt. „Eine Schere“, wiederholte ich.

Er brachte mir das Erbetene. Seine Finger streiften meine. Die Schere fiel aufs Bett, neben mein Knie. Ich war nicht so nackt, wie ich war, ich versuchte nicht, mich zu bedecken. Die Frau stöhnte, wahrscheinlich vor Schmerz. Mich überkam unwiderstehliche Lust zu lachen, dies alles hier war absurd. Dass ich eine Zufallsbekanntschaft dieses Mannes behandelte. Mit der Schere.

Ich zerschnitt ein nasses Handtuch. Ich legte der Frau Eiswürfel auf die Stirn. Betupfte ihr mit dem Desinfektionsmittel Schläfe, Augenwinkel und Mund. Empfund Scham beim Anblick ihrer Beine.

Er beobachtete mich von der Seite, setzte sich auf einen Stuhl. Er guckte zu, ich weiß nicht, ob er meine arbeitenden Hände oder meinen nackten Rücken ansah, ob überhaupt mich oder eher die andere. Oder ob er die Wände anstarrte. Sie waren schauderhaft leer. Dabei war er doch Maler. Er hatte leere, hohle Wände; Wüste, die als seine Wohnung dort hing.

Schließlich blutete die Frau nicht mehr.

Mir war heiß.

„Wenn sie zum Bewusstsein kommt, gib ihr Wasser zu trinken. Dazu eine Aspirin. Es wird schon wieder, sie ist nicht ganz kaputt.“ Ich bedeckte mich mit dem Handtuch, bevor ich aufstand. Einen Dank hörte ich nicht, spürte ihn aber.

Der Kunstmaler, mein Kunstmaler, lag auf seinem Stuhl und strahlte Wärme ab. Ich hätte mich umdrehen und auf seinen Schoß setzen mögen, ging aber meines Wegs, die Treppe hinunter, öffnete die Tür meiner Wohnung, setzte mich ins abgekühlte Badewasser, in dem außer mir auch Kindheit und Alter schwammen. Die Zeit, die ich gerade vergeudet hatte.

Ich ging nicht mehr ins Dunkle, auf den Bürgersteig, um Streiflichter von ihm zu erhaschen. Auf dem Weg zur Arbeit benutzte ich statt der Haustür rechts die auf der linken Seite, um nicht an seinem Atelier vorbei gehen zu müssen. Ich war gekränkt worden, er hatte mich gekränkt.

Ich ging lange vor ihm schlafen, um nichts zu hören. Drückte mir das Kissen auf die Ohren, wenn jemand durchs Treppenhaus ging; ich wollte kein Gelächter von seinen Frauen, nicht seine graue, tiefblaue Stimme noch seine Schritte, die vorbeistürmten.

Die Berge saugten die warmen Winde zurück in ihr Inneres, trieben kalte Wolken über uns dahin; es war wieder Winter. Der Kopfschmerz ließ nach bei denen, wo er begonnen hatte. Mein Körper verfiel nicht in überraschende Tanzbewegungen; ich bekam keine Orgasmen.

Bis es wieder klingelte. An der Tür. Dort war er und wartete.

Diesmal zögerte ich nicht, ich öffnete die Tür, so als hätte ich daneben gesessen, tagelang gewartet und drei Viertel meines Schicksals vernommen, vielleicht hatte ich das auch, und wenn schon.

„Du hast bei mir was vergessen.“ Mit diesen Worten tauchte er wieder in meine Wohnung ein. Explodierte durch mich hindurch und an mir vorbei, ohne zu fragen, ob er willkommen war; er war es nicht, ohne abzuwarten, dass ich ihn hereinbat; ich hätte ihn nicht hereingebeten.

„Setz dich.“

Er war es, der das sagte, nicht ich, und zuerst setzte ich mich aufs Sofa, aber da ich fürchtete, er werde sich neben mich setzen, wechselte ich in den Sessel hinüber, da sank ich zu tief ein, fürchtete zu ertrinken, stand auf, ging in die Küche, setzte mich auf den Schemel, seinem Blick entzogen hinter der Ecke, aber er kam mir nach, holte unter dem Esstisch den zweiten Hocker hervor und zog ihn vor meinen, schob sein Gesicht vor meines und sagte: „Du hast vergessen zu versprechen, dass du niemandem davon erzählst.“

Aber ich hatte etwas Verhängnisvolleres erwartet. Zornesröte auf den Wangen. Ich presste die Hände zur Faust, stand auf, er packte mich bei den Armen und zerrte mich zurück auf den Schemel. „Lass mich los. Außerdem brauche ich absolut nichts zu versprechen.“

Immer, wenn ich wütend bin, fange ich an zu zittern, aber jetzt zitterte nicht nur ich, auch meine Stimme vibrierte, mein Blick bebte, ich bekam den Mann nicht in den Griff und wollte das auch gar nicht, *komm in mich*, schrien meine Augen, *komm komm was wartest du, nimm mich*.

Aber er nahm mich nicht. Er ließ mich so lange sitzen, bis ich zerbrach, obwohl ich nicht zu zerbrechen pflege; ich versprach es, obwohl ich das nicht hätte zu tun brauchen, denn ich hatte sowieso nicht vor, darüber zu sprechen,

ich bin kein schwatzhafter Typ, und außerdem hätte ich ihn vor allem beschützt. Vor dem Bösen und vor dem Guten. Vor Kindern und Frauen, auch vor der Musik und vor anderen Männern.

Er hörte auf, als er bemerkte, dass mit mir nichts anzufangen war. Mein Körper schrie seinen Namen, den ich nicht einmal kannte, ich wusste nur seinen Nachnamen, meine Achselhöhlen wollten sich über ihn breiten, mein Nabel wollte seinen Nabel berühren, mein Finger wollte erst in mich und dann in seinen Mund gesteckt werden, *nimm mich, nimm mich*, auch meine Augen schrien, gut, dass meine Lippen es nicht taten, meine Lippen, die den Augenblick auslöschten.

Meine Lippen erklärten, wo die Tür war, obwohl er das wissen musste; meine Lippen wünschten ihm noch einen schönen Abend, während ich über die Schuhe stolperte, die im Vorraum herumlagen, meine Lippen sind versiegelt, aber vorher fragte er mich: „Wo ist dein Hund? Du führst ihn doch oft aus, das hab ich gesehen.“

Meine Lippen blieben die Antwort schuldig, sie schlossen die Tür, als er seine Frage ausgesprochen hatte, und meine Augen drückten meinen Blick zu Boden, ihn konnte ich nicht von so Nahem anstarren, es gehörte Glas dazwischen. Dazwischen gehörte die Straße und die Dunkelheit und die Zementwand.

Ich lebte weiter wie bisher. Von ihm ermutigt, von seinem Besuch inspiriert, ging ich zur Arbeit oder zum Einkaufen wieder an seiner Galerie vorbei, blieb sogar stehen, um die Bilder zu betrachten, Bilder von den Frauen und Prellungen, von Früchten mit schwarzen, sauren Stellen, von Augen ohne Iris.

Wenn es Abend wurde, überquerte ich unsere Straße, ging zum gegenüberliegenden Haus, versteckte mich neben dem Verkehrsschild, hüllte mich in Schatten, schaute zu, wie er junge Frauen, alte Frauen, lang- und kurzhaarige Frauen, dunkelhäutige Frauen und Zigeunerfrauen umarmte.

Wie er sie durchbohrte. Wie sein großes, schweres Bein sich in kleine und schmale, weite, üppige, kalte und warme Spalten bohrte.

Ich verjüngte mich, während ich ihm zusah. Aber wenn ich nach Hause ging und mich unter ihn legte und mir Schlaf in die Augen rieb, kehrte mein Alter zurück. In der Nacht wachte ich davon auf, dass ich seinen Namen rief, den ich gar nicht kannte.

Musik war nicht zu hören. Ich kaufte mir eigene Platten und spielte sie so, dass er mit dem Fuß gegen den Fußboden klopfte, wohl verlangend, ich solle die Musik leiser machen, vielleicht betätigte er auch meine Türklingel; ich drehte auf volle Lautstärke, hörte Orgel- und Blasmusik, meine Hüften zuckten so, wie sie vor ihm hätten zucken können.

Und dann, eines Tages, bekam ich eine Beschwerde. Von der Wohnungseigentümergeinschaft, wegen ruhestörenden Lärms.

Ich zerriss den Brief und stopfte mir die Fetzen in die Tasche. Von da an spielte ich die Musik früh morgens, bevor ich zur Arbeit ging, und bekam die zweite Verwarnung.

Schließlich kam die dritte. Darauf stand auch sein Name, sein Vorname, Johannes, Johannes der Täufer, tauf mich, benetze mich, wieso stand da sein Name, was habe ich Böses getan, schrie ich, und mir wurde gekündigt, man drohte mir an, man würde mich hinaustragen, und als der Tag des Umzugs kam, als die Umzugsleute meine Möbel in den Kleintransporter trugen, warf ich einen Blumentopf in sein Fenster.

Die Scheibe ging zu Bruch, dafür würde ich bestimmt die Rechnung bekommen; er war nicht zu Hause, als meine Erde auf seinen Fußboden prasselte. Seine Vorhänge begannen zu wehen. Meine Erde. Sein Fenster. Der Wind vermischte mich mit seinen öden Wänden, ob ich wohl auch auf die Schere treffen würde?